

Ruth Elisabeth Itkin-Studer

19.01.1923 – 24.05.2015

Sinn des Lebens: Anderen helfen

Ruth Itkin-Studer ist am 24. Mai in ihrem Zimmer in der Pflegeabteilung der Residenz Segeten in Zürich-Witikon gestorben. Wir haben uns heute versammelt, um von ihr Abschied zu nehmen. Jedes von uns hat die eine oder andere Seite von Ruth gekannt. Aber wer war wirklich die Frau, der wir heute nachwinken? Was war ihr Leben, das wir heute ehren?

Ruth hat an Dingen wenig hinterlassen. Anderthalb Jahre vor ihrem Tod ist sie aus ihrer Wohnung in der Segeten in ein Zimmer der Pflegeabteilung umgezogen und musste sich von vielen Sachen trennen, die sie ein Leben lang begleitet hatten. Und doch fand sich in der schmalen Hinterlassenschaft, die sie beim letzten Umzug unter der kundigen Führung ihrer Nichte Regina aussortiert hatte, ein kleiner Schatz, der treffender von Ruth erzählt als jemand von uns es könnte. Es ist ein kleines Notizbüchlein, in welchem Ruth hin und wieder einen Gedanken oder ein Zitat festhielt, Zeilen, die ihr wichtig waren.

Zuvorderst in diesem Büchlein steckt in einer Seitentasche ein sauber mit Maschine geschriebenes Blatt, auf dem Ruth ihr eigenes Horoskop zusammengefasst hat. Da steht:

Ruth Itkin-Studer, geb. 19.1.1923, 23 Uhr
Steinbock, Ascendent Waage
+ guter Geschäftsinstinkt, grosses Pflichtgefühl, entschlossen
– sehr introvertiert, mit sich uneins, manipulativ
Steinbock, Ascendent Wassermann
+ Forschergeist, tiefgründig, durchdringender Instinkt
– wortkarg, abweisend, bissig



1970

Die eine oder andere Eigenschaft mag uns fremd anmuten; nein, so haben wir Ruth nicht gesehen. Sie hat sich in der Stille für sich selber wohl am besten gekannt, und wenn sie dieses Horoskop so niedergeschrieben und aufbewahrt hat, dann wahrscheinlich, weil sie sich selber darin erkannte.

Ist in diesem Horoskop vielleicht etwas enthalten, was unserem Bild von Ruth widerspricht? Lassen wir es einfach einmal zu. Wenn wir uns heute nach dieser Abschiedsfeier über Ruth unterhalten, dann werden wir feststellen, wie verschieden die Bilder sind, die wir vom selben Menschen in uns tragen. Was zeigt, wie vielfältig und reich ein Leben sein kann.



1935 zusammen mit ihren Brüdern Hans-Luzi (links) und Heinz auf Skitour

Ruth Elisabeth kam als drittes Kind von Bauingenieur Hans Studer und Emilie Studer-Greuter in Altdorf zur Welt, wo ihr Vater zu jener Zeit mit dem Bau des Wasserkraftwerks Amsteg der SBB beschäftigt war. Wenig später zog die Familie zurück in den Kanton Zürich, zuerst nach Küsnacht, später nach Erlenbach, wo Ruth die Primar- und die Sekundarschule besuchte.



1931 zusammen mit ihren Brüdern

Ruth war mit Abstand die jüngste in der Familie. Ihre beiden Brüder waren viel älter als sie, der spätere Flugzeugingenieur Hans-Luzi um sechzehn Jahre, der spätere Major und technische Kaufmann Heinz um elf Jahre älter. Doch beide Brüder bezogen Ruth soweit möglich in ihr Leben ein und nahmen sie, als sie selber schon etwas grösser war, oft auf Berg- und Skitouren mit und ins «Filztürli», eine Alphütte, welche die beiden Brüder als Ausgangspunkt für ihre Touren gemietet hatten und die so hiess, weil die Miete im Verhältnis zu den knappen Mitteln der Brüder als «viel zu teuer» erschien. Es gibt eine zauberhafte Foto von den drei Geschwistern, Hans-Luzi und Heinz im Schnee sitzend und die etwa zwölfjährige Ruth zwischen beiden stehend, mit Höhen Sonnenbrille auf der Stirn, ein schönes junges Mädchen und zwei schöne junge Männer im vereinten Glück eines prächtigen Tages. Auch Hans-Luzis Frau Erica war oft mit von der Partie.

Doch dieses Bild zeigt nur die eine Seite, die sonnige an der Seite ihrer geliebten Brüder. Die schattige Seite lernte Ruth schon als kleines Mädchen kennen, als ihr Vater die Familie verliess und mit der Architektin Lux Gujer eine



1940

neue Familie gründete. Für die damals siebenjährige Ruth muss eine heile Welt zusammengebrochen sein, wie auch für ihre Mutter. Der Schmerz über den Verlust sollte das Leben und den Alltag der beiden Frauen für vierzig Jahre ganz eng aneinander binden.

In Ruths Notizbüchlein finden sich die folgenden Zeilen des schottischen Moralphilosophen Samuel Smiles:

«Der sittliche Mut ist es, der die höchste Stufe der Menschlichkeit kennzeichnet; der Mut, die Wahrheit zu suchen und zu sagen; der Mut, gerecht und rechtschaffen zu sein; der Mut, der Versuchung zu widerstehen und seine Pflichten zu erfüllen.»

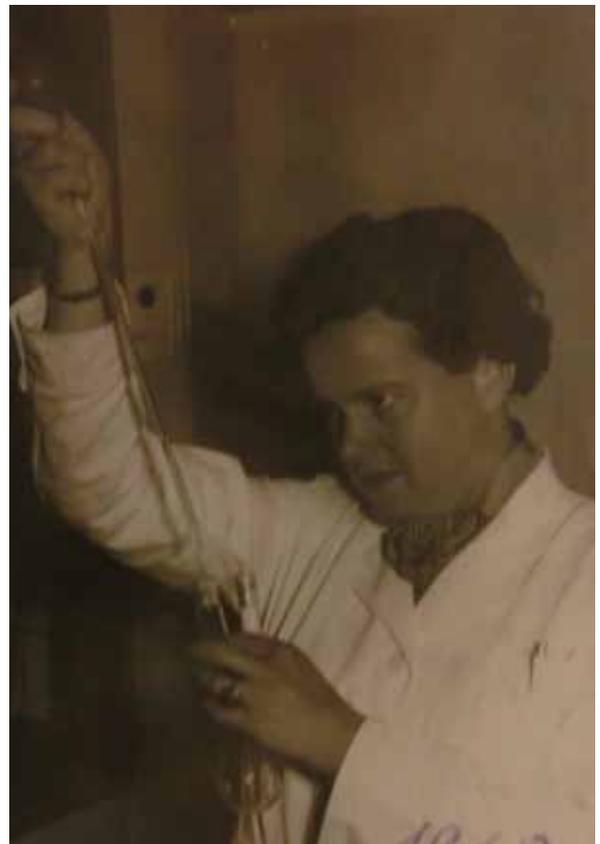
Und wenig später der Satz des dreizehnjährigen Albert Einstein: «Sinn des Lebens: Anderen helfen.»

Darunter hatte sie den Satz von Einsteins Kollegen Niels Bohr notiert:

«Der Sinn des Lebens besteht darin, dass es keinen Sinn hat, zu sagen, dass das Leben keinen Sinn hat.»

Die Suche nach dem Sinn des Lebens scheint Ruth in jungen Jahren geplagt zu haben. Nach der Sekundarschule wusste sie nicht, für welche berufliche Richtung sie sich entscheiden sollte. Am liebsten hätte sie eine Lehre als Gärtnerin gemacht, doch fiel diese strenge körperliche Tätigkeit ausser Betracht, weil Ruth schon seit Kindertagen an Rheuma litt. Sie war lange unschlüssig, fühlte sich von niemandem unterstützt bei der Suche, war verzweifelt. Schliesslich beschlossen ihre Eltern, ihr den Besuch des Freien Gymnasiums in Zürich zu ermöglichen, an welchem sie drei Jahre lang lernte.

Im Alter von zwanzig Jahren begann Ruth eine Lehre als Laborantin am Kantonsspital Zürich; eine Freundin hatte ihr davon erzählt, dass sie sich für diese damals noch ganz neue Ausbildung entschieden habe. Als Laborantin arbeitete Ruth dann zunächst an der Pflegerinnenschule Zürich. Zur Zeit, als ihre Brüder ihre Familien gründeten – Hans-Luzi mit Erica und ihren fünf Kindern Hans-Luzi junior, Jürg, den Zwillingen Erica Ladina und Annamaria und der jüngsten Tochter Monica, Heinz mit Hedi und ihren drei Kindern Heinzpeter, Mar-



1962 im Labor



1954 auf Bergwanderung mit Vater Hans Studer (1875-1957)

tin und Regina – arbeitete Ruth zunächst zwölf Jahre lang in der klinischen Chemie bei Professor Spühler am Stadtpital Waid und schliesslich ab 1971 wieder am Universitäts-hospital Zürich, als Laborchefin in der Polyklinik beim Gastroenterologen Prof. Ammann. Sie liebte ihren Beruf, besonders alles, was mit Chemie und den verschiedenen Nachweisverfahren zu tun hat. Sie arbeitete im Labor, bis sie sich 1982 wegen einer Gebärmutterkrebserkrankung frühzeitig pensionieren liess. Dass sie nach ihren Zweifeln in der Jugend ihren Platz gefunden und ganz ausgefüllt hat, bezeugt eine Notiz in ihrem Büchlein: «Tiefe Weisheit wächst aus starkem Zweifel.»

Ruths Arbeitskolleginnen und Freundinnen erinnern sich, dass sie manchmal gesagt habe, eigentlich hätte sie gerne noch studiert, vermutlich etwas Naturwissenschaftliches. Aber die Lebensumstände hätten es nicht zugelas-

sen, Ruth musste ein Einkommen erzielen und für ihre Mutter da sein. Es war ihr deswegen nicht einmal möglich gewesen, den Kurs für das Rotkreuz-Diplom für Laborantinnen zu absolvieren, das allmählich zum Standardabschluss nach einer Laborlehre zu gehören begann. Hinter Ruths Rücken wurde gelegentlich kritisiert, dass sie Laborchefin sei, wo sie doch weniger Diplome vorweisen könne als andere. Doch Ruths Autorität war unangefochten; sie war gut in ihrem Beruf und beliebt als Chefin, weil sie mit ihren vier Mitarbeiterinnen auf Augenhöhe und kollegial zusammenarbeitete.

Ruths zeitlebens bescheidene Haltung bei gleichzeitiger Bestimmtheit mag in einer Sicht der Verhältnisse begründet gewesen sein, die schon ihrem Vater eigen wahr, der sich als Offizier eher für seine Soldaten eingesetzt hatte, als einen dummen Befehl von oben umzusetzen – mit Folgen für ihn, vor allem aber für die



1963 am Zürichsee mit Mutter Emilie Studer-Greutert (1882-1969)

Armee, welche für ihre obersten Ränge einen aufrichtigen Demokraten weniger gewann. Ruth hatte ein feines Gespür für Unrecht und soziales Leid, und so ist es nicht erstaunlich, in ihrem Büchlein dieses Lied von Mani Matter zu finden:

«dene was guet geit
giengs besser
giengs dene besser
was weniger guet geit
was aber nid geit
ohni dass's dene
weniger guet geit
was guet geit
drum geit weni
für dass es dene
besser geit
was weniger guet geit
und drum geits o
dene nid besser
was guet geit.»

Die Arbeit im Spitallabor entsprach wohl Ruths genauer, forschenden Art, ihrem intellektuellen Hunger und ihrem Drang nach Autonomie. Die berufliche Arbeit war vermutlich auch das, was ihr – nebst der spärlichen Freizeit – ein persönliches Gleichgewicht zu ihrer zweiten grossen Lebensaufgabe gab, das fürsorgliche Dasein für ihre alleinstehende Mutter Emilie, die über die Scheidung von ihrem geliebten Hans nie wirklich hinweg gekommen war und keine Beziehung zu einem Mann mehr eingehen mochte. Als wäre es selbstverständlich, und vermutlich war es das ja für Ruth, teilte sie fortan das Leben mit ihrer Mutter bis zu deren Tod. Sie war damit im Schicksal vieler Frauen ihrer Generation gefangen, die als jüngste Tochter zuhause blieben, um für die betagten Eltern zu sorgen. Und sie sorgte damit auch für ihre geliebten Brüder und für den von allen verehrten Vater, denen sie durch ihre Fürsorge den Rücken frei hielt, ihrer eigenen Karriere nachzugehen und für ihre eigenen Familien dazusein. Ihr Vater und

ihre beiden Brüder haben vielleicht nicht erkannt, was sie unausgesprochen von Ruth erwarteten, die ja selber wohl am meisten litt unter der Trennung ihrer Eltern.

Mit einem ganz grossen Dank nehmen wir von Ruth Abschied. Sie hat Vieles getragen für die grosse Familie, ohne Klagen, ohne Aufsehen, wie überhaupt ihr ganzes Wesen kein Aufsehen erregte, still und pflichtbewusst ist sie ihren Weg gegangen, und vielleicht erst jetzt, im Abschiednehmen, wird uns bewusst, wie reich ihr Leben gewesen sein mag. Bis zum Schluss, bis sie von der Last eines langen Lebens verkrümmt und sehr gebeugt in ihrem Lehnstuhl sass, kaum mehr des Gehens fähig, aber voller Freude darüber, dass sie noch immer lesen konnte. «Lesen ist ein grosses Wunder»: Dieser Satz von Marie von Ebner-Eschenbach findet sich in Ruths Notizbüchlein. Und sie las und war aufmerksam und im Gespräch mit seltener werdenden Besuchern lebendig auch dann noch, als sie, die zeitlebens füllige Frau, nur noch Haut und Knochen war und ihr Gesicht immer mehr die feinen, herben Züge ihrer Mutter erkennen liess.

Die letzten Zeilen, die Ruth in ihr Büchlein notiert hat, lassen ahnen, wie begierig nach



1966

Wissen und Leben sie bis zum Schluss gewesen ist: «Das Staunen ist eine Sehnsucht nach Wissen.»

Und darüber, von Erika Burkhard:



Mit Mutter und Brüdern, vermutlich 1962 am Achtzigsten der Mutter



2003 vor der Segeten, zur Feier ihres achzigsten Geburtstags, zusammen mit ihren Göttibuben Jens, Luzi und Heinzpeter (von links)

**«Ich lebe mit wenigen Wünschen,
sage gleichwohl, ich möchte sterben,
bin aber froh, dass keiner mich am Wort
nimmt...
Wahrscheinlich leb ich gern.»**

Anfang der 1950er Jahre begannen Bruder Heinz und seine Frau Hedi ein neues Heim zu suchen, nachdem die Wohnung in Wallisellen für die mittlerweile junge fünfköpfige Familie zu eng geworden war. Heinz hatte von einem Haus gehört, das gross genug wäre, um auch seine Mutter aufzunehmen und Ruth Freiheit zu verschaffen. Doch Emilie wollte nicht weg von Ruth, und Ruth ergriff die Chance nicht.

Offenbar lässt es sich nicht allein aus einer schicksalshaften Bindung oder allein durch Pflichtgefühl erklären, dass die damals dreissigjährige Ruth und ihre Mutter weiterhin zusammen lebten. Ruth muss ihre Mutter sehr geliebt haben, bei allen Einschränkungen, die sie dafür in Kauf genommen hat. Von Erich Fromm notierte sie sich in ihr Büchlein:

**«Man liebt das, wofür man sich müht,
Und man müht sich für das, was man liebt.»**

Und in einem kleinen Portefeuille mit den Fotos ihrer beiden Eltern fanden wir hinter dem Bild der Mutter ein paar Notizzettel von Ruth. Auf dem einen hatte sie einen Satz des Theologen und Zen-Meisters Biklaus Brantschen notiert, den sie während einer Radiosendung gehört hatte: «Lernen, glücklich zu sein, auch wenn ich kein Glück habe.»

Auf einem zweiten Zettel hatte sie notiert: «Glaube ist die Fähigkeit, das Leben anzunehmen, wie es ist!» (mit Ausrufezeichen) Und auf einem dritten Blatt hatte sie zum Muttertag Zeilen des Schweizer Schriftstellers Hermann Ferdinand Schell zitiert:

**«Deine Hände, Mutter, sind die Wunder
Die die Liebe schuf, nur mir zu opfern!
Deine Augen, Mutter, sind die Lichter
Die die Güte schuf, um mir zu leuchten!
Deine Füsse, Mutter, sind die Pilger,
Die die Sehnsucht schuf, für mich zu laufen!»**

Gegen Mitte der 1950er Jahre zogen Ruth und ihre Mutter nach Wallisellen, um in der Nähe von Heinz und seiner Familie zu leben, damit Ruth Entlastung fände. Rund fünfzehn Jahre wohnten die beiden an der selben Strasse mit Heinz' Familie, einander gegenüber

und im Alltag eng verbunden, bis zu Emilies Tod 1969. Zufällig im selben Jahr zogen Heinz und Hedi und ihre Kinder in eine Wohnung in einem anderen Quartier, während in Ruths Wohnung ihr Freund David Itkin einziehen konnte, der Mann, der wohl zum richtigen Zeitpunkt in ihr Leben getreten war und der sich doch hatte gedulden müssen, bis er ganz mit Ruth zusammen leben durfte. Denn Emilie mochte ihn nicht, und sie hätte gern verhindert, dass die beiden heirateten. Auch Heinz und seine Familie begegneten David ablehnend und wichen ihm lieber aus, auch dann, als Ruth und David 1971 heirateten.

Das ist ein dunkler Fleck in der Familie, die sich eigentlich hätte freuen dürfen für und mit Ruth, die ein ganzes junges Frauenleben lang darauf verzichtet hatte, mit einem Mann zusammen zu leben. Wir hätten uns auch darüber freuen dürfen, dass Ruth als bald fünfzigjährige Frau nun nicht plötzlich allein dastand, sondern einen Partner gefunden hatte.

Eine einsame Person war Ruth freilich nicht. Sie hat zwar nicht viele Sozialkontakte gesucht; aber sie engagierte sich zeitlebens gern für einen andern Menschen, so auch, als sie nach Davids Tod 1996 in die Segeten einzog und sich hier mit Herrn Schenk befreundete, um den sie sich bis zu dessen Tod liebevoll gekümmert hat.

Aktiv gepflegt hat Ruth auch immer die Kontakte im Familienkreis, auch zu ihrem 1957 verstorbenen Vater, der sie als Kind oft mit auf Ausflüge genommen hatte und der sie gern zu Besuchen im Haus seiner neuen Familie eingeladen hätte. Das aber verweigerte Ruth; sie wollte ihren um zehn Jahre jüngeren Halbbruder Urs keinesfalls sehen. Erst als sie zwanzig war, begegnete sie Urs zum erstenmal. Dass sich daraus eine lebenslange, innige Verbindung entwickelte, die auch Urs' Frau Elfie und ihre Söhne Jens und Lars einschloss, war ein grosses Glück für die ganze Familie, aber kein selbstverständliches. Auch hierin zeigt sich, was Ruth für die Familien ihrer Eltern und Geschwister im Verborgenen an Verbindendem bewirkt hat.

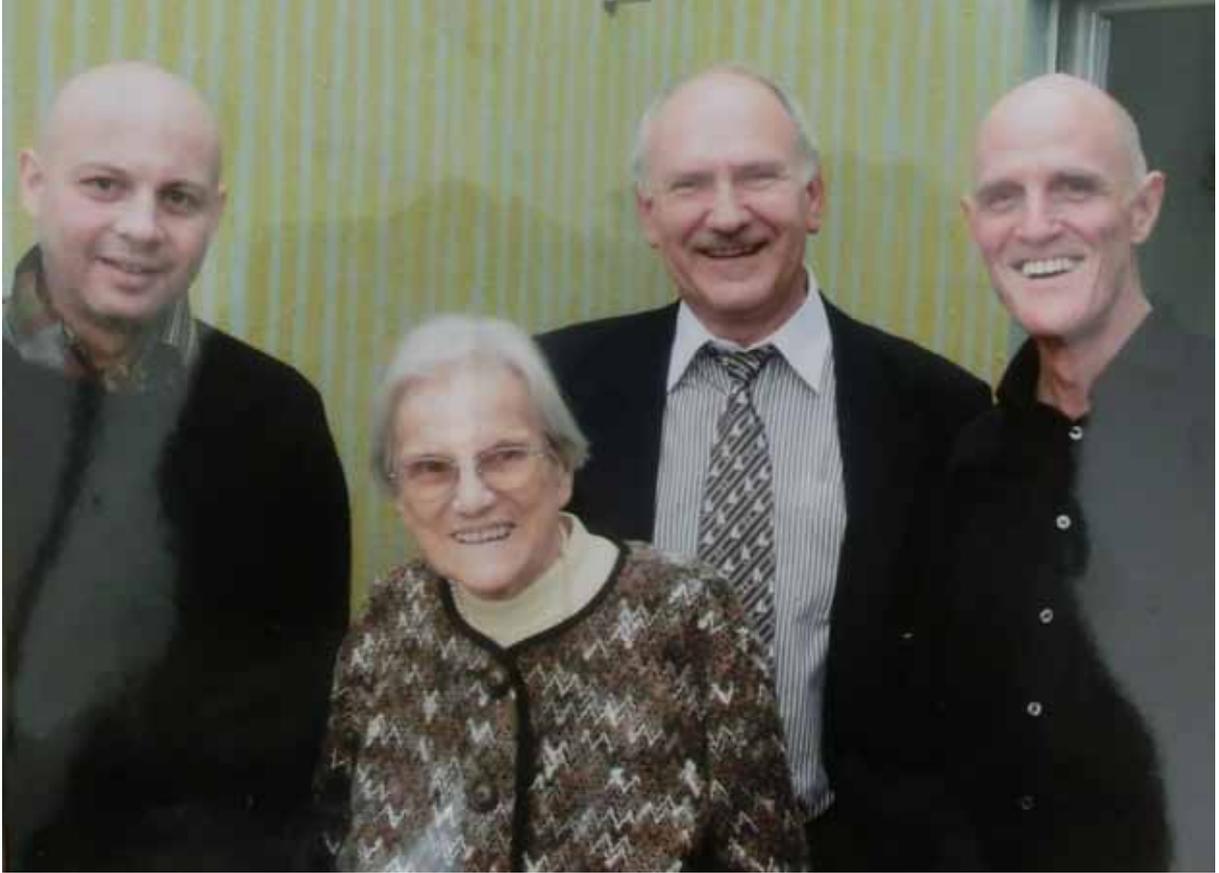
Auch ausserhalb der Familie pflegte Ruth den Kontakt zu einigen Menschen, so etwa im Skiclub. Sie hatte ein paar enge Freundschaften



2007

ten mit Männern, allerdings ohne Perspektiven, weil Ruth ihre Mutter nicht verlassen wollte. Mit ihren beiden jüngeren Arbeitskolleginnen Gaby und Elisabeth aus Künsnacht verband sie eine lange, enge Freundschaft bis zu ihrem Tod. Gemeinsam machten sie Ausflüge in Gabys Auto, zu Zielen, die Ruth und David recherchiert und vorgeschlagen hatten.

Der erste Mann in Ruths Leben war ein Schulfreund im Gymnasium, mit dem sie oft zusammen war. Dessen Eltern waren aber gegen eine engere Verbindung der beiden jungen Menschen, da ihr Sohn ja erst einmal studieren sollte, weshalb dieser sich dann von Ruth zurückziehen musste. Als sie ihm später einmal zufällig auf der Strasse begegnete, benahm er sich, als würde er sie nicht kennen. Das hat Ruth sehr verletzt; noch Jahrzehnte später gestand sie ihren Freundinnen, dass sie diesen Mann sehr geliebt habe und noch immer darunter leide, dass es so geendet hat. Mit Noldi war Ruth später ein paar Jahre verbunden, ein verheirateter Mann, dessen Frau an Krebs erkrankt war und der mit Ruth zusammen oft auf Wanderungen unterwegs war. Zuvor und danach mag es andere Beziehungen mit Männern gegeben haben, Ruth war ja eine attraktive junge Frau; doch darüber sprach sie nicht, sprachen wir nicht, es war ihr anderes Leben, kleine Auszeiten von ihrem übrigen Alltag.



2008 am fünfzigsten Geburtstags, zusammen mit ihren Göttibuben

Und dann kam David Itkin. Ruth und der um acht Jahre ältere David hatten sich flüchtig aus ihrer Jugendzeit in Erlenbach gekannt, aber aus den Augen verloren, zumal David nach Kanada ausgewandert war. Ende der 1960er Jahre lag Mutter Itkin im Waidspital im Sterben und wurde von Ruth umsorgt. Als David aus Kanada zurückkehrte, besuchte er Ruth im Spital, um sich für ihre Fürsorge zu bedanken. Und da muss es passiert sein. Jedenfalls wuchsen die beiden mehr und mehr als Paar zusammen. David nahm sich ein Zimmer in Wallisellen, um näher bei Ruth zu sein und sie öfter besuchen zu können. Genau da aber wurde es schwierig, weil Ruths Mutter nichts von David wissen und schon gar nicht sehen wollte. So mussten sie ihre Beziehung fast im Versteckten leben, ausser in Ruths Welt ausserhalb der Familie. Ihre Freundinnen kannten David, der oft vor dem Mittag mit Essen im Labor auftauchte, wo das Team zusammen ass.

Dass die neue Beziehung der Belastung der Heimlichkeit und der Ablehnung innerhalb der Familie standhielt, liegt sicher an Ruths Bestimmtheit und Davids Geduld, wohl aber auch daran, dass beide sich zu einem Zeit-

punkt gefunden hatten, da sie einen Partner an ihrer Seite vermissten.

Mit dem Tod von Emilie entfiel der Grund für Heimlichkeiten; David wohnt nun offiziell mit Ruth zusammen. 1971 feierten sie ihre Hochzeit, allerdings bei weitgehender Abwesenheit der Familie; nur Urs und Elfie nahmen an der Feier teil. Danach befragt, hat Ruth wenige Monate vor ihrem Tod bekannt, dass die Zurückweisung ihres Mannes durch ihre Familie und vor allem durch ihren Bruder Heinz sie schon sehr geschmerzt habe; aber Heinz habe eben manchmal sehr hart sein können, das habe sie gewusst und sich halt damit arrangiert und ihm inzwischen verziehen. Wie sehr sie sich damit arrangiert hatte, zeigte die Ordnung in ihre kleinen Sammlung fotografischer Erinnerungen, die klar auseinander gehalten waren: in diesem Album die Fotos von ihr und ihrer Familie, in jenem die von ihr und David. Als könnten sich sogar die Fotos zu nahe treten.

Ruth war sehr interessiert an Davids Geschichten aus dem Judentum. Seine Eltern waren nach einem Pogrom aus dem Kiewer Stedtl in die Schweiz geflohen, und hier kam David zur



1949

Welt. Obschon der liberale, kritisch weltoffene David den jüdischen Glauben schon lange nicht mehr praktizierte, wollte Ruth alles wissen über die Feiertage, die Gebräuche und deren Hintergründe. Einmal reisten sie zusammen nach Kiew, um zu sehen, was noch stand von dem, was David von seinen Eltern gehört hatte. Von Ruths Fragen angesteckt, begann David sich wieder auf das eine oder andere zu besinnen, und so begingen der ungläubige Jude und die kaum praktizierende Christin in ihrer Wohnung still für sich diesen oder jenen Feiertag, Chanukkah, Purim, Pessach und andere. Ruth wurde Mitglied in einer Lesegruppe von jüdischen Frauen und wusste bald über Vieles Bescheid. Und David wünschte, auf dem jüdischen Friedhof beerdigt zu werden. In Ruths Büchlein findet sich der Segensspruch am Sabbat:

**«Gesegnet seist Du, oh Herr, unser Gott,
König des Universums, der Du uns geweiht
hast mit Deinen Geboten und uns befehlt,
das Sabbatlicht zu entzünden.»**

Auch nach Davids Tod 1996 traf sich Ruth weiterhin mit den jüdischen Frauen. Doch im

Lauf der Jahre liess sie diese Kontakte immer mehr versiegen; sie sprach auch kaum mehr über jüdische Themen. Vielleicht hat sie sich ohne Davids Unterstützung doch zunehmend fremd gefühlt in einer Umgebung, in der sie die Nichtjüdin war. Es dürfte jedenfalls nicht an ihrer Neugier nach Wissen gemangelt haben!

Neugierig war sie mit David immer wieder unterwegs gewesen in der Schweiz, erst recht nach ihrer Pensionierung im Alter von 59 Jahren. Sie wanderten, auch noch, als es beschwerlicher wurde, und entdeckten Orte und Landschaften, Kirchen, Museen und Ausstellungen, oft auch zusammen mit Ruths Freundinnen aus Küsnacht. Ruths Interesse galt vor allem dem Beobachten der Natur und insbesondere von Blumen und Vögeln. Noch lange schwärmte sie vom Engadin, wohin sie ihre Mutter viele Jahre lang zur Kur in St. Moritz begleitet hatte. Sie verbrachten jeweils ein paar Wochen im Sommer im Hotel National, und oft kam auch Hans für ein paar Tage zu Besuch und ging mit seiner Tochter auf Bergtouren, die für sie ganz unvergesslich blieben. Eine schöne Foto von Hans und Ruth inmitten der Engadiner Bergwelt lässt das Glück der beiden erahnen.

Aber auch an ihrem Kindheitsort Erlenbach hing Ruth und interessierte sich bis ins hohe Alter für die Entwicklungen in der Gemeinde. Und geschwärmt hat sie für Hunde; sie war mit Hunden aufgewachsen, zuerst mit Ador, dann mit Marco, beides Boxerhunde. «Ein Hund hat die Seele eines Philosophen»: Diesen Satz von Plato hatte sie sich einst in ihr Büchlein notiert. Überhaupt Tiere mochte sie sehr gern.

Und nun ist Ruth nicht mehr da. Sie hinterlässt eine Lücke, die sie in ihrer fürsorglichen Pflichterfüllung selber vielleicht nie so geahnt hat. Sie würde sowieso kein Denkmal gesetzt bekommen wollen. Vom britischen Sozialphilosophen John Ruskin notierte sie sich einst den Satz:

**«Der höchste Lohn für unsere Bemühungen
ist nicht das, was wir dafür bekommen, sondern
das, was wir dadurch werden.»**

Ruth ist ein ganzer Mensch geworden, hat ihr Leben erfüllt, wenn die Umstände es ihr auch nicht leicht gemacht haben mögen. Und auch gestorben ist Ruth nicht leicht. Sie blieb trotz zunehmender Beschwerden, Schmerzen und Einschränkungen noch im höchsten Alter am Leben, als gehörte es zu ihren Pflichten, noch dazusein für Hedi, ihre ebenfalls in der Segeten lebende Schwägerin, oder für wen auch immer. Vor allem Hedi, aber auch Urs und Elfie haben sich liebevoll um Ruth in ihren Jahren in de Segeten gekümmert, und Regina und Martin waren sehr engagiert für sie da, als sich ihr naher Tod abzuzeichnen begann. Doch erst als Ruth schon sichtbar im Sterben lag und von ihrer Nichte Regina gerade heraus gefragt wurde, ob sie gehen möchte, liess sie los. Ein paar Menschen wollte sie noch einmal in die Augen sehen, dann ging sie still.

Ruth hatte sich freilich mit dem Tod schon früher auseinander gesetzt. In ihrem Notizbüchlein finden sich einige Spuren davon. Lassen wir Ruth jetzt gehen in heiterer Dankbarkeit und mit einem Gedicht auf den Lippen von Dietrich Bonhoeffer, das ihr des Aufschreibens wichtig gewesen war.

Billo Heinzpeter Studer
1. Juni 2015

«Wir treten aus dem Schatten bald in ein helles Licht.
Wir treten durch den Vorhang vor Gottes Angesicht.
Wir legen ab die Bürde, das müde Erdenkleid,
sind fertig mit den Sorgen und mit dem letzten Leid.
Wir treten aus dem Dunkle nun in ein helles Licht.
Warum wir's Sterben nennen? Ich weiss es nicht.»
